

Audre Lorde

# ZAMI

Eine neue Schreibweise meines Namens

*Eine Mythobiografie*



insurrection  
notes



**Audre Lorde**  
**Zami**



*Audrey Geraldine Lorde* wuchs in New York als Tochter karibischer Immigranten auf, studierte an der Columbia University, arbeitete als Bibliothekarin und wurde schließlich Professorin für Englische Literatur am Hunter College in New York.

1991 erhielt sie die Walt Whitman Citation of Merit, mit der sie für 1991 bis 1993 zum New York State Poet, zur Dichterin des Staates New York, ernannt wurde. In den USA sind ihre Werke wesentlich populärer als in Deutschland - unter Feministinnen dort ist sie eine Kultfigur.

1992 starb Audre Lorde im Alter von 58 Jahren in ihrem Haus in St. Croix nach einem 14 jährigen Leben mit der Krebserkrankung.

Audre Lorde

# **ZAMI**

**Eine neue Schreibweise meines Namens**

**Eine Mythobiografie**

Aus dem Amerikanischen von  
Karen Nölle

U N R A S T

Für Helen, die sich die besten Abenteuer ausdachte  
Für Blanche, mit der ich viele von ihnen lebte  
In Afreketes Hände

*Im Erkennen der Liebe liegt eine Antwort auf Verzweiflung*

Audre Lorde  
Zami  
ebook UNRAST Verlag, Juni 2014  
ISBN 978-3-95405-017-8

© UNRAST-Verlag, Münster, 2012  
Postfach 8020, 48043 Münster - Tel. (0251) 66 62 93  
[www.unrast-verlag.de](http://www.unrast-verlag.de)

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Mitglied in der assoziatiön Linker Verlage (aLiVe)  
Umschlag: Dieter Kaufmann, [www.dk-kunst.de](http://www.dk-kunst.de)  
Satz: UNRAST Verlag, Münster

# INHALT

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

Epilog

Dank

*Wem verdanke ich die Kraft hinter meiner Stimme, die Stärke, die ich verkörpere und die aus mir quillt wie Blut, das plötzlich unter zerschürfter Haut aufsteigt?*

Mein Vater hat seinen psychischen Abdruck auf mir hinterlassen, still, ernst und unversöhnlich. Aber seine Blitze kommen aus weiter Ferne. Wie leuchtende Fackeln schmücken Bilder von Frauen meine Reise, sie sind die Wegmarken und stehen wie Deiche zwischen mir und dem Chaos. Die Bilder von Frauen, freundlichen und grausamen, sind es, die mich nach Hause leiten.

*Wem verdanke ich die Symbole meines Überlebens?*

Den Tagen von der Kürbiszeit bis zur Mitternacht des Jahres, wenn meine Schwestern und ich im Wohnzimmer auf dem Boden hockten und um die Löcher im rosigen Linoleum Murmeln spielten. Wir zankten uns samstags darum, wer die seltenen Botengänge nach draußen machen durfte, wir zankten uns um die leeren Haferflockentrommeln, wir zankten uns darum, wer abends die letzte im Bad sein durfte, und darum, wer wohl als erste die Windpocken bekäme.

Dem Geruch der wimmelnden Straßen im sommerlichen Harlem, wenn nach einem kurzer Schauer oder Sprühregen aus den Wasserlastwagen erneut der Gestank von den Gehwegen zur Sonne aufstieg. Ich rannte zur Ecke, um beim Short-Neck-Kaufmann Milch und Brot zu holen, und hielt an, um nach Grashalmen zu suchen, die ich meiner Mutter mit nach Hause bringen könnte. Hielt an, um nach verborgenen Münzen zu suchen, die wie Kätzchen unter den Gittern der U-Bahn-Schächte hervorlugten. Ich bückte mich ständig, um meine Schuhe zuzubinden, trödelte, weil ich nachdenken musste. Wie ich an das Geld kommen, wie ich das Geheimnis erspähen könnte, das manche Frauen wie eine dicke Drohung unter den losen Falten ihrer geblühten Blusen trugen.

Wem verdanke ich, dass ich zu der Frau geworden bin, die ich bin?

DeLois lebte am anderen Ende des Häuserblocks in der 142nd Street und ließ sich nie die Haare glätten, und wenn sie vorüberging schnalzten alle Frauen der Nachbarschaft missbilligend mit der Zunge. Ihre krausen Haare glitzerten in der Sommersonne, wenn ihr großer stolzer Bauch sie den Block hinunterschob und ich zuschaute, ohne mich darum zu scheren, ob sie ein Gedicht war oder nicht. Obwohl ich mir die Schuhe zuband und versuchte, ihr unter die Bluse zu schielen, wenn sie vorüberging, sprach ich nie mit DeLois, weil meine Mutter es nicht tat. Aber ich liebte sie, weil sie sich bewegte, als ob sie meinte, jemand Besonderes zu sein, so als ob sie jemand wäre, die ich eines Tages gerne kennen lernen würde. So wie sie, dachte ich, muss die Mutter Gottes sich bewegt haben und meine Mutter, einst vor langer Zeit, und eines Tages vielleicht ich.

Der heiße Mittag warf einen Heiligenschein von Sonnenlicht auf die Wölbung von DeLois Bauch, wie ein Scheinwerfer, und machte mich traurig, dass ich so flach war und die Sonne nur auf Kopf und Schultern spüren konnte. Ich hätte mich auf den Rücken legen müssen, damit die Sonne mir so den Bauch beschien.

Ich liebte DeLois, weil sie groß und schwarz und besonders war und am ganzen Leib zu lachen schien. Aus genau den gleichen Gründen hatte ich Angst vor ihr. Eines Tages sah ich, wie sie langsam und in voller Absicht bei Rot die 142nd Street überquerte. Ein hellhäutiger Schönling in einem weißen Cadillac fuhr vorbei, lehnte sich heraus und schrie sie an: »Los, mach schon, du plattfüßige, zerzauste, komische alte Hexe.« Er fuhr sie fast über den Haufen. DeLois ging in aller Gemütsruhe weiter und sah sich nicht einmal um.

Louise Briscoe, die im Haus meiner Mutter starb, als Untermieterin in einem möblierten Zimmer mit Küchenbenutzung, Bettwäsche nicht inbegriffen. Ich brachte ihr ein Glas warme Milch, die sie nicht trinken wollte, und sie lachte mich aus, als ich ihr Bett neu beziehen und einen Arzt holen wollte. »Du brauchst ihn nicht holen, außer er ist richtig süß«, sagte Miss Briscoe. »Mich hat keiner

gerufen, ich bin ganz von allein gekommen. Und genauso werde ich auch wieder gehen. Also brauche ich ihn nur, wenn er süß ist, richtig süß.« Und man konnte ihre Lüge im Zimmer förmlich riechen. »Miss Briscoe«, sagte ich, »ich mache mir wirklich Sorgen um Sie.«

Sie sah mich schräg von der Seite an, als ob ich ihr ein Angebot machte, das sie zwar ablehnen musste, aber trotzdem zu schätzen wusste. Ihr riesiger aufgeschwemmter Körper lag ruhig unter dem grauen Laken, und sie grinste verständnisvoll.

»Ist schon gut, Schätzchen. Ich nehms dir nicht übel. Ich weiß, du kannst nicht anders, so bist du nun mal, das ist alles.«

Der weißen Frau, die in meinem Traum am Flughafen hinter mir steht und stumm zusieht, wie ihr Kind mich absichtlich immer wieder anrempelt. Als ich mich umdrehe, um dieser Frau zu sagen, dass ich ihr eins aufs Maul geben werde, wenn sie ihr Kind nicht davon abhält, sehe ich, dass sie schon eins aufs Maul gekriegt hat. Beiden, ihr und dem Kind, sehe ich die Prügel an, ihren zerschundenen Gesichtern und blaugeschlagenen Augen. Ich wende mich ab und gehe voll Trauer und Wut von ihnen fort.

Der bleichen jungen Frau, die eines Mitternachts in Staten Island auf mein Auto zugelaufen kam, nur mit einem Nachthemd bekleidet und ohne Schuhe. Sie schrie und weinte.

»Helfen Sie mir, oh, bitte, bringen Sie mich ins Krankenhaus, meine Dame ... « Ihre Stimme war eine Mischung aus überreifen Pfirsichen und Türglocken; sie war so alt wie meine Tochter, wie sie da unter den Bäumen der kurvigen Van Duzer Street entlanglief. Ich hielt schnell an, beugte mich hinüber und öffnete die Tür. Es war Hochsommer. »Ja, ja, ich will versuchen, Ihnen zu helfen«, sagte ich, »steigen Sie ein.«

Und als sie mein Gesicht im Licht der Straßenlaterne erblickte, verzerrte sich das ihre vor Angst:

»Oh nein!«, jaulte sie. »Sie nicht!« Damit drehte sie sich um und lief wieder los.

Was konnte sie in meinem schwarzen Gesicht gesehen haben, das solches Entsetzen rechtfertigte? In dem Abgrund zwischen der, die

ich war, und dem, was sie in mir sah, vergeudete sie mich und blieb verlassen, ohne Hilfe.

Ich fuhr weiter.

Im Rückspiegel sah ich, wie der Gegenstand ihres Alptraumes sie an der Ecke einholte – Lederjacke und Stiefel, männlich und weiß.

Ich fuhr weiter und wusste, dass sie wahrscheinlich dumm sterben würde.

Der ersten Frau, die ich umwarb und verließ. Sie lehrte mich, dass Frauen, die wollen, ohne zu brauchen, teuer und manchmal leichtfertig sind, aber Frauen, die bedürftig sind, ohne dich zu wollen, gefährlich sind – sie saugen dich ein und tun so, als bemerkten sie es nicht.

Dem Bataillon der Arme, in denen ich Schutz suchte und manchmal fand. Den anderen, die halfen, indem sie mich in die gnadenlose Sonne stießen – ich kam hervor, schwarzgebrannt und heil.

*Den in den Wanderjahren entstandenen Teilen meiner selbst.*

*Werdend.*

*Afrekete*

## Prolog

Schon immer wollte ich beides sein, Mann und Frau, wollte die stärksten und schönsten Anteile meiner Mutter und meines Vaters übernehmen und selbst verkörpern – so wie die Erde Hügel und Gipfel hat, will auch ich auf meinem Körper Berge und Täler beherbergen.

Ich würde gerne in eine Frau eindringen, wie jeder Mann es kann, und in mich eindringen lassen – mich zurückziehen und zurückgelassen werden –, heiß und hart und weich, alles gleichzeitig sein, zum Wohl unserer Liebe. Ich würde gerne vorandrängen und zu anderen Zeiten ausruhen oder mich bedrängen lassen. Wenn ich beim Baden im Wasser spiele, liebe ich es, meine tiefen inneren Teile zu spüren, schlüpfrig und faltig und zart und tief. Und manchmal spinne ich Phantasien um den Kern, meine Perle, ein Element von mir, das hervorragt und auf andere Weise hart und empfindsam und verletzlich ist.

Ich habe erlebt, wie das althergebrachte Dreieck aus Mutter, Vater und Kind, mit dem »Ich« als ewigem Kern, verlängert und eingeebnet zur anmutigen starken Triade aus Großmutter, Mutter, Tochter geworden ist, in der das »Ich« beweglich ist und je nach Bedarf in eine oder beide Richtungen fließt.

Frau für immer. Mein Körper eine lebendige Form anderen älteren längeren weiseren Lebens. Die Berge und Täler, Bäume, Felsen. Sand und Blumen und Wasser und Stein. In der Erde geschaffen.

## 1. Kapitel

Die Bewohner von Grenada und Barbados gehen wie Afrikaner. Die Bewohner von Trinidad nicht.

Als ich auf Grenada war, sah ich sie durch die Straßen gehen. Die Ursprünge der Kräfte meiner Mutter. Ich dachte, dies ist das Land meiner Ahninnen, der vor mir gebärenden und gewährenden Mütter, jener Schwarzen Inselfrauen, die sich durch das definierten, was sie taten. »Inselfrauen sind gute Ehefrauen; was auch geschieht, sie haben schon Schlimmeres erlebt.« Diese Frauen zeigen afrikanische Härte in einer milderer Form, und sie schlendern mit einer Arroganz und einem Sanftmut durch die Straßen, die ich auch bei mir spüre, in Stärke wie Verwundbarkeit.

Meine Mutter und mein Vater kamen 1924 in dieses Land, als sie siebenundzwanzig und er sechsundzwanzig Jahre alt war. Sie waren seit einem Jahr verheiratet. Meine Mutter gab bei der Einwanderung das falsche Alter an, weil ihre Schwestern, die schon hier waren, ihr geschrieben hatten, die Amerikaner suchten als Arbeitskräfte starke junge Frauen, und Linda fürchtete, sie sei schon zu alt, um Arbeit zu finden. War sie nicht daheim schon eine alte Jungfer gewesen, als sie endlich geheiratet hatte?

Mein Vater fand Arbeit im alten Waldorf Astoria Hotel, das an der Stelle stand, wo jetzt das Empire State Building ist, und meine Mutter wurde dort als Zimmermädchen eingestellt. Als das Hotel schloss, weil es abgerissen werden sollte, fand sie eine Stelle als Küchenmädchen in einem kleinen Teerestaurant, Ecke Columbus Avenue und 99th Street. Sie ging vor Tagesanbruch zur Arbeit und arbeitete zwölf Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, ohne Freizeit. Der Besitzer sagte meiner Mutter, sie sollte froh sein, die Stelle zu haben, denn normalerweise würden im Restaurant gar

keine »spanischen« Mädchen genommen. Hätte der Besitzer gewusst, dass Linda Schwarz war, wäre sie überhaupt niemals eingestellt worden. 1928 im Winter bekam meine Mutter eine Rippenfellentzündung, an der sie beinahe starb. Während meine Mutter krank war, ging mein Vater ins Teerestaurant, um ihre Uniformen abzuholen und zu waschen. Als der Besitzer ihn sah, wurde ihm klar, dass meine Mutter eine Schwarze war, und er entließ sie sofort.

Im Oktober 1929 kam das erste Baby, die Börsenkurse fielen, und der Traum meiner Eltern, in die Heimat zurückzukehren, trat in den Hintergrund. Kleine geheime Funken davon wurden noch Jahre lang lebendig gehalten; Mutter suchte »unter der Brücke« nach tropischen Früchten, ließ abends die Petroleumlampe brennen, behielt ihre Tretnähmaschine, ihre gebratenen Bananen, ihre Liebe zu Fischen und zum Meer. Sie war gefangen. Sie wusste so wenig von diesem Land der Fremden. Wie der Strom funktionierte. Die nächste Kirche. Wo und wann die Gratismilch für Babys ausgegeben wurde – obwohl es uns eigentlich nicht erlaubt war, Almosen zu trinken.

Sie wusste, dass man sich gegen die böse Kälte gut einpacken musste. Sie wusste, wo man Paradies-Pflaumen bekam – harte, ovale Bonbons, die auf einer Seite kirschrot und auf der anderen ananasegelb waren. Es gab sie in einigen der westindischen Märkte entlang der Lenox Avenue in kippbaren Glasbehältern auf dem Tresen. Sie wusste, wie gern kleine Kinder mit großem Appetit auf Süßigkeiten Paradies-Pflaumen naschten und wie wichtig sie auf langen Einkaufstouren für die Aufrechterhaltung der Disziplin waren. Sie wusste genau, wie viele der importierten Bonbons wir lutschen und im Mund herumkullern lassen konnten, bis das scharfe Gummi-Arabicum mit seinen sauren britischen Zähnen den rosa Mantel der Zunge durchschnitt und kleine rote Pickel entstehen ließ.

Sie wusste, wie man Salben für blaue Flecken und Hautausschlag mischte und dass man alle Schnipsel von Fußnägeln und alle Haare aus dem Kamm beseitigen musste. Dass man vor Allerheiligen Kerzen anzünden musste, um die Soucoyants fernzuhalten, damit sie

nicht das Blut ihrer Babys aussaugten. Dass man vor dem Essen die Speisen und sich selbst segnete und vor dem Schlafengehen betete.

Sie lehrte uns ein Gebet an die Mutter Maria, das ich nie in der Schule gehört habe.

*Gedenke, gütige Jungfrau Maria, es ist noch nie gehört worden, dass jemand, der zu dir seine Zuflucht genommen, deine Hilfe angerufen und um deine Fürsprache gefleht, von dir verlassen worden sei. Von solchem Vertrauen beseelt, nehme ich meine Zuflucht zu dir, Mutter Jesu Christi und Jungfrau der Jungfrauen. Zu dir komme ich, vor dir stehe ich als armer sündiger Mensch. Mutter des ewigen Wortes, verschmähe nicht meine Worte, sondern höre mich gnädig an und erhöre mich. Amen.*

Ich erinnere mich, diese Worte als Kind oft von meiner Mutter leise, fast im Flüsterton, gehört zu haben, wenn eine neue Krise oder Katastrophe über sie hereinbrach – wenn die Kühlschrankschranktür kaputtging, der Strom abgesperrt wurde oder meine Schwester sich auf geborgten Rollschuhen den Mund blutig schlug. Meine Kinderohren hörten die Worte und wunderten sich über die Geheimnisse dieser Mutter, an die sich meine handfeste strenge Mutter so leise flüsternd mit so schönen Worten wenden konnte.

Und schließlich wusste meine Mutter die Kinder so an die Kandare zu nehmen, dass sie sich in der Öffentlichkeit wohl verhielten. Sie verstand es, so zu tun, als sei das letzte Essen im Haus ein liebevoll geplantes Menu.

Sie wusste, wie man aus der Not eine Tugend macht.

Linda vermisste das Krachen der Wellen gegen die Uferbefestigung am Fuß von Noels Hill und den kleinen geheimnisvollen Buckel von Marquis Island, der sich eine halbe Meile vor der Küste aus dem Wasser erhob. Sie vermisste die flinken Bananensittiche und die Bäume und den erdigen Geruch der Baumfarne entlang der Straße, die bergab nach Grenville führte. Sie vermisste die Musik, auf die man nicht horchen musste, weil sie immer in der Luft war. Am allermeisten vermisste sie die

sonntäglichen Bootsausflüge, die sie zu Tante Anni auf Carriacou brachten.

Auf Grenada gab es für alles und jedes ein Lied. Auch für den Tabakstand im Dorfladen, den Linda geführt hatte, seitdem sie siebzehn war.

*3/4 of a cross  
and a circle complete  
2 semi-circles and a  
perpendicular meet...*

Das Lied half allen, die das Wort TOBACCO nicht lesen konnten, den Stand zu erkennen.

Alle Lieder hatten einen Bezug; es gab sogar eins über sie, die Belmar Mädchen, die immer die Köpfe hoch trugen. Man redete nie laut auf der Straße über seine Angelegenheiten, weil es sonst gut sein konnte, dass schon am nächsten Tag der eigene Name in einem Lied verbreitet wurde. Schwester Lou hatte ihr noch zu Hause beigebracht, das endlose Dichten von Stegreifliedern als ehrlos und ordinär zu missbilligen und, weil sie ein anständiges Mädchen war, geflissentlich zu überhören.

Doch nun in diesem kalten rauen Land Amerika vermisste Linda die Musik. Sie vermisste sogar den Arger mit den Kunden am frühen Sonntagmorgen, mit ihren losen Reden und verschliffenen Rhythmen, wenn sie aus der Kneipe heimwärts torkelten.

Sie kannte sich mit Nahrungsmitteln aus. Doch was nützte das den verrückten Leuten, unter denen sie lebte, die Lammkeule kochten, ohne das Fleisch zu waschen, und sogar das zähste Rindfleisch ohne Wasser und ohne Deckel schmorten? Für diese Leute waren Kürbisse nur eine Kinderdekoration, und sie behandelten ihre Ehemänner besser als ihre Kinder.

Linda fand sich in den Räumen des Museums für Naturgeschichte nicht zurecht, aber sie wusste, es war gut, mit den Kindern hinzugehen, damit aus ihnen einmal etwas Besseres werden konnte.

Weil es ihr auch Angst machte, ihre Kinder dahin mitzunehmen, kniff sie den Nachmittag über immer mal eine von uns in den fleischigen Teil unserer Oberarme. Vorgeblich weil wir uns nicht benehmen wollten, aber eigentlich weil sie sah, wie die blassblaue Augen des Museumswärters unter dem glatten Rand seiner Mütze sie und ihre Kinder anstarrten, als würden wir stinken, und ihr das Angst machte. *Das* war eine Situation, die sie nicht in der Hand hatte.

Was wusste Linda noch? Sie wusste, wie man Leuten ins Gesicht sieht und so errät, was sie vorhaben, bevor sie es tun. Sie konnte Shaddock-Pampelmusen mit rosa Fruchtfleisch erkennen, bevor sie reif waren, und wusste, was man mit den anderen machte: den Schweinen vorwerfen nämlich. Nur hatte sie in Harlem keine Schweine, und manchmal waren es die einzigen Pampelmusen, die es zu kaufen gab. Sie wusste, dass man Entzündungen in einem offenen Schnitt oder einer Wunde verhinderte, indem man ein Blatt der Schwarzulme über einem Holzfeuer erhitzte, bis es in der Hand welkte. Den Saft rieb man in die Schnittwunde ein, und anschließend legte man die weichen grünen, nun schlaffen Fasern als Verband auf die Wunde. Doch in Harlem gab es keine Schwarzulmen, und in ganz New York war kein Schwarzeichenlaub zu kriegen. Ihre Großmutter, die Kräuterfrau Ma-Mariah, hatte sie sorgfältig unterwiesen, damals auf Noels Hill in Grenville, Grenada, unter den Bäumen mit Blick aufs Meer. Tante Anni und Ma-Liz, Lindas Mutter, ebenfalls. Doch jetzt war dieses Wissen nicht gefragt; und ihr Mann Byron mochte nicht gerne von zu Hause reden, weil es ihn traurig machte und seinen Vorsatz schwächte, sich in jetzt dieser Welt ein neues Königreich zu errichten. Sie wusste nicht, ob die Geschichten über die weißen Sklavenhändler, die sie in den *Daily News* las, stimmten oder nicht, doch sie wusste genug, um ihren Kindern zu verbieten, jemals einen Fuß in einen Naschwarenladen zu setzen. Wir durften nicht einmal Kaugummikugeln aus den Automaten an der U-Bahn kaufen. Abgesehen davon, dass es Verschwendung von kostbarem Geld war, musste man dazu Geld in einen Schlitz werfen, und das

war böse oder zumindest verdächtig, weil Geldspielautomaten mit weißer Sklaverei in Verbindung standen – *der niederträchtigsten Art*, wie sie mit drohender Stimme sagte.

Linda wusste um die Kostbarkeit alles Grünen und um die beruhigende Heilkraft des Wassers. Wenn meine Mutter Samstagmittags mit dem Saubermachen fertig war, gingen wir manchmal einen Park suchen, wo wir sitzen und die Bäume beobachten konnten. Manchmal gingen wir hinunter zum Ufer des Harlem River am Ende der 142nd Street und schauten aufs Wasser.

Manchmal fuhren wir mit dem D-Train ans Meer. Wenn wir am Wasser waren, wurde meine Mutter still und sanft und verlor sich in Gedanken. Dann erzählte sie uns wunderbare Geschichten von Noels Hill in Grenville, Grenada, mit seiner Aussicht auf das Karibische Meer. Sie erzählte uns Geschichten von Carriacou, wo sie, umgeben von schwerem Limonenduft, zur Welt gekommen war. Sie erzählte uns von Pflanzen mit heilender Kraft und von Pflanzen, die einen verrückt machten, und das meiste verstanden wir Kinder nicht, weil wir sie alle nie gesehen hatten. Und sie erzählte uns von den Bäumen und Früchten und Pflanzen vor der Tür des Hauses, in dem sie aufgewachsen war und bis zu ihrer Heirat gelebt hatte.

Damals war *daheim* ein weit entfernter Ort, an dem ich nie gewesen, der mir aber aus dem Munde meiner Mutter wohlbekannt war. Sie atmete summt strömte den Fruchtgeruch von Noels Hill aus, morgenfrisch und mittagsheiß, und ich spann nachts in der alptraumschweißgetränkten schnarchenden Dunkelheit Visionen von Sapadilla und Mango wie ein Netz über meinem Harlemer Mietskasernenbett. Das erträglich, weil es nicht alles war. Das Hier und Jetzt war ein Ort, ein vorübergehender Aufenthalt, niemals als ewig oder vollkommen bindend oder bestimmend anzusehen, gleichgültig, wie viel Energie und Aufmerksamkeit er uns abverlangte. Denn wenn wir richtig und in Genügsamkeit lebten, nach links und rechts guckten, bevor wir über die Straße gingen, dann würden wir eines Tages wieder in Paradies, *nach Hause*, gelangen.

Wir würden durch die Hügel von Grenville, Grenada, laufen und, wenn der Wind aus der richtigen Richtung blies, die Limonenbäume von Carriacou, der Gewürzinsel vor der Küste, riechen. Lauschen, wie die See auf Kick'em Jenny eindrosch, das Riff, dessen laute Stimme die Nacht zerriss, wenn die Meereswellen sich an ihm brachen. Von Carriacou stachen die Belmar-Zwillinge auf kleinen Schonern in See, die sie zuerst und dann für länger nach Grenville brachten, wo sie die Noel-Schwwestern heirateten, Mädchen von der Hauptinsel.

Die Noel-Mädchen. Ma-Liz' ältere Schwester folgte ihrem Belmar zurück nach Carriacou, kam als Schwägerin an, blieb und wurde zur eigenständigen Frau. Bewahrte die Weisheiten der Wurzeln, die ihre Mutter, Ma-Mariah, sie gelehrt hatte. Lernte andere Geheimnisse von den Frauen auf Carriacou dazu. Und in einem Haus in den Hügeln hinter L'Esterre half sie allen sieben Töchtern ihrer Schwester Ma-Liz auf die Welt. Von ihren wartenden Händen wurde meine Mutter Linda bei der Geburt liebevoll empfangen.

Hier lebte Tante Anni mit den anderen Frauen, die ihre Männer zum Hafen auf die Segelschiffe brachten, um dann Ziegen zu hüten, Erdnüsse anzubauen, Getreide zu säen. Sie gossen Rum auf die Erde, damit das Korn kräftig wuchs, bauten ihre Frauenhäuser und die Regenwasserbehälter, ernteten die Limonen, verwebten ihr Leben mit dem Leben ihrer Kinder. Frauen, die die Abwesenheit ihrer zur See fahrenden Männer leicht verkrafteten, weil sie lernten, einander zu lieben, auch über die Rückkehr ihrer Männer hinaus.

*Madivine. Göttliche Mutter. Freundschaften. Zami. Auf Grenada ist die gegenseitige Liebe der Frauen von Carriacou legendär, genau wie ihre Kraft und ihre Schönheit.*

In den Hügeln von Carriacou zwischen L'Esterre und Harvey Vale wurde meine Mutter, eine Belmar-Frau, geboren. Den Sommer über, in Tante Annis Haus, pflückte sie dort mit den Frauen Limonen. Und als Jugendliche träumte sie von Carriacou, wie ich eines Tages von Grenada träumen sollte.

*Carriacou*, ein Zauberwort wie Zimt, Muskatnuss, Muskatblüte, die köstlichen kleinen Würfel aus Guavengelee, jeder einzeln liebevoll in winzige buntgemusterte, präzise zurechtgeschnittene Stücke aus dem Wachspapier von Brottöten gewickelt, lange getrocknete Vanillestangen und süßduftende Tonkabohnen, mehlig braune Klumpen aus gepresster Schokolade für Kakao – auf einem Bett aus wilden Lorbeerblättern trafen das alles jedes Jahr zur Weihnachtszeit in einer gut verpackten Teedose ein.

*Carriacou* war weder im Index des *Goode Schulatlas* noch in der *Junior Americana World Gazette* aufgeführt. Es war auf keiner Karte, die ich finden konnte, verzeichnet. Wenn ich im Geographieunterricht oder in freien Büchereistunden nach dem märchenhaften Ort suchte, fand ich ihn nie, und allmählich glaubte ich, Mutters Geographie sei Einbildung oder Wahnsinn oder zumindest überholt, und sie rede vielleicht in Wirklichkeit von dem Ort, den andere Leute Curaçao nannten, eine holländische Kolonie auf der anderen Seite der Antillen.

Doch tief in meinem Innern blieb *daheim*, bis ich erwachsen war, ein paradiesischer Ort irgendwo weit weg, den noch niemand auf Papier hatte einfangen oder zwischen die Seiten eines Schulbuchs pressen und einbinden können. Es gehörte nur uns, war mein ganz privates Paradies voll Blugoe und Brotfrucht an den Bäumen, voll Muskat und Limonen und Sapadilla, Tonkabohnen und rotgelben Paradies-Pflaumen.\*

\*Jahre später schrieb ich für meinen Abschluss als Bibliothekarin eine detaillierte Arbeit, in der ich die Vorzüge und besonderen Stärken von Atlanten verglich. Als einen der Kontrollpunkte benutzte ich die Insel Carriacou. Sie erschien nur einmal, im *Atlas der Encyclopaedia Britannica* der schon immer voll Stolz die die Genauigkeit seines Kartenmaterials der eigenen Kolonien preist. Ich war achtundzwanzig Jahre alt, bevor ich Carriacou auf einer Landkarte fand.

## 2. Kapitel

Ich habe mich oft gefragt, warum sich für mich die äußerste Position immer als so richtig anfühlt, warum mir Extreme, obwohl sie schwierig und manchmal schmerzhaft sind, immer bequemer erscheinen als ein Plan, der auf einer geraden Linie in der unaufgeregten Mitte verläuft.

Was ich durch und durch verstehe, ist eine besondere Art der Entschlossenheit. Sie ist halsstarrig, sie ist schmerzhaft, sie erregt Zorn, aber sie führt oft zum Erfolg.

Meine Mutter war eine sehr starke Frau. Und das zu einer Zeit, als die Verbindung der Wörter *Frau* und *stark* in der weißen amerikanischen Normalsprache fast unmöglich erschien, sofern sie nicht durch die Ergänzung eines erklärenden Adjektiv wie blind oder bucklig oder verrückt oder schwarz verständlich wurde. Als ich heranwuchs, bedeutete daher *starke Frau* etwas ganz anderes als normale Frau, als einfach »Frau«. »Mann« hingegen hieß es auch nicht. Was sonst? Was wurde damit bezeichnet?

Als Kind wusste ich immer, dass meine Mutter sich von den anderen Frauen, die ich kannte, ob schwarz oder weiß, unterschied. Ich dachte damals, das sei so, weil sie meine Mutter war. Doch was machte sie anders? Das wusste ich nie genau. Es gab noch mehr westindische Frauen in der Umgebung, viele in unserer Nachbarschaft und Kirchengemeinde. Es gab auch andere Schwarze Frauen, die so hellhäutig waren wie sie, besonders unter den Frauen von den Inseln. Redbone, Rotknochen, nannte man sie. *Was machte sie anders?* Ich wusste es nie. Doch das ist der Grund, warum ich bis heute glaube, dass es immer schon Schwarze Lesben gegeben hat – im Sinne von starken und frauenzentrierten Frauen, die lieber

gestorben wären, als sich selber so zu nennen. Und meine Momma war eine von ihnen.

Ich habe schon immer geglaubt, einige meiner früheren Verhaltensweisen Frauen gegenüber von meinem Vater zu haben. Auf meine Mutter jedoch reagierte er ganz anders. Die beiden trafen ihre Entscheidungen und machten alle Pläne gemeinsam, ob im Geschäft oder in der Familie. Immer wenn ein Beschluss zu treffen war, der eins von uns drei Kindern betraf, und wenn es nur um neue Mäntel ging, zogen sie sich ins Schlafzimmer zurück und steckten die Köpfe zusammen. *Summ, summ*, drang es dann durch die geschlossene Tür, manchmal auf Englisch, manchmal in Patois, jenem grenadinischen Sprachgemisch, das ihre lingua franca, ihre gemeinsame Sprache war. Dann kamen sie wieder heraus und verkündeten die Entscheidung, zu der sie gekommen waren. Meine ganze Kindheit hindurch sprachen sie mit einer unteilbaren Stimme, gegen die kein Einspruch zulässig war.

Als wir Kinder alle da waren, besuchte mein Vater einen Kurs für Immobilienverwaltung und begann, in Harlem kleine Wohnanlagen mit möblierten Zimmern zu verwalten. Wenn er abends aus dem Büro nach Hause kam und wir ihn begrüßt hatten, trank er in der Küche ein schnelles Glas Weinbrand im Stehen, noch bevor er Hut und Mantel abgelegt hatte. Dann verschwanden meine Mutter und er sofort ins Schlafzimmer, und wir hörten sie die Ereignisse des Tages hinter geschlossenen Türen besprechen, obwohl meine Mutter das gemeinsame Büro nur wenige Stunden zuvor verlassen hatte.

Hatte eins von uns Kindern gegen das Familiengesetz verstoßen, war dies der Moment, da wir in unseren orthopädischen Schuhen zitterten, denn wir wussten, dass hinter jenen Türen unser Schicksal besprochen und die Art der Strafe bestimmt wurde. Wenn sie sich öffneten, würde es ein gemeinsames und unwiderrufliches Urteil geben. Immer wenn sie in unserer Anwesenheit etwas Wichtiges besprachen, wechselten Mutter und Daddy ins Patois.

Da meine Eltern alle Familienstrategien gemeinsam bestimmten, muss meine Mutter vor meinen kindlichen Augen etwas *anderes* als

Frau gewesen sein. Aber ganz sicherlich war sie nicht Mann. (Wir drei Kinder hätten den Entzug von Fraulichkeit auf keinen Fall sehr lange geduldet; wir hätten wahrscheinlich unseren *kra* zusammengepackt und wären vor dem achten Tag in den Himmel zurückgekehrt – eine Wahl, die allen afrikanischen Kinderseelen offen steht, die versehentlich in das falsche Milieu geraten.)

Meine Mutter unterschied sich von anderen Frauen, und manchmal gab mir das ein Gefühl von Freude und Besonderheit, das ein positiver Aspekt meines Fremdheitsgefühls war. Aber manchmal schmerzte es mich und wurde in meiner Vorstellung zur Ursache vieler meiner Kindheitsleiden. *Wenn meine Mutter mehr so wäre wie die Mütter der anderen Kinder – vielleicht hätten sie mich dann lieber.* Aber meistens war ihr Anderssein wie die Jahreszeit oder ein kalter Tag oder eine schwüle Nacht im Juni. Sie war einfach da, ohne dass sie erklärt werden musste oder Aufmerksamkeit erregte.

Meine Mutter und ihre zwei Schwestern waren große und anmutige Frauen, deren stattliche Fülle den Ausdruck der Entschlossenheit zu unterstreichen schien, mit dem sie sich in der fremden Welt von Harlem und Amerika durchs Leben bewegten. Für mich war die körperliche Präsenz meiner Mutter, ihre Erscheinung und das Selbstbewusstsein, das sie ausstrahlte, ein wesentlicher Teil dessen, was sie *anders* machte. Ihre öffentlich zur Schau getragene selbstverständliche Kompetenz war ruhig und effektiv. Die Leute auf der Straße richteten sich in Geschmacks- und Meinungsfragen, in ihren Einschätzungen von Qualität und günstigen Preisen nach meiner Mutter. Und sogar über freiwerdende Sitze im Bus schien sie zu bestimmen. Ich beobachtete, wie meine Mutter ihre blau-graubraunen Augen auf einen Mann richtete, der sich zu einem Sitz im Lenox-Avenue-Bus durchwühlte, bis er auf halbem Weg innehielt und ihn verschämt grinsend der alten Frau, die neben ihm stand, anbot, als hätte er nie etwas anderes im Sinn gehabt. Ich merkte schon früh, dass die Leute manchmal ihre Handlungen wegen einer Meinung änderten, die meine Mutter nie aussprach und die ihr nicht

einmal sonderlich am Herzen lag. Meine Mutter war eine sehr zurückgezogene Frau und eigentlich eher schüchtern, aber ihr eindrucksvolles Auftreten erlaubte keine Dummheiten. Vollbusig, hoch aufgerichtet und ziemlich imposant setzte sie sich auf der Straße in Bewegung wie ein Schiff unter vollen Segeln, und ich stolperte meist im Schlepptau hinterher. Nicht viele wackere Seelen wagten es, allzu dicht vor ihrem Bug zu kreuzen.

Manchmal drehten sich wildfremde Leute im Fleischmarkt zu ihr um und fragten, was sie von einem Stück Fleisch, seiner Qualität, seiner Frische und seiner Eignung für ein bestimmtes Gericht hielt. Und der Fleischer wartete, ungeduldig und ziemlich ungehalten, aber dennoch ehrerbietig, bis sie ihre Meinung verkündet hatte. Fremde vertrauten meiner Mutter, und ich wusste nie warum, aber glaubte als Kind, dass sie viel mehr Macht besaß, als es in Wirklichkeit der Fall war. Meine Mutter legte ebenfalls Wert auf dieses Bild von sich, und wie ich inzwischen weiß, trieb sie einigen Aufwand, um vor uns Kindern die vielen Momente ihrer Machtlosigkeit zu verstecken. Im New York der zwanziger und dreißiger Jahre Schwarze, Fremde und Frau zu sein, war nicht einfach, vor allem da sie durchaus hell genug war, um als weiß durchzugehen, ihre Kinder jedoch nicht.

In den Jahren 1936-38 war die 125th Street zwischen Lenox und der Eighth Avenue, die später zum Einkaufsmekka des Schwarzen Harlem werden sollte, noch eine rassistisch gemischte Gegend. Kontrolle und Kartell waren weitgehend in den Händen weißer Ladeninhaber. Es gab Geschäfte, in denen Schwarze nicht willkommen waren, und es gab in den Geschäften kein Schwarzes Verkaufspersonal. Wo unser Geld genommen wurde, wurde es zögernd genommen; und oft wurde zuviel verlangt. (Diese Bedingungen attackierte der junge Adam Clayton Powell junior 1939 mit seinem Boykott und der Demonstration vor Blumensteins und Weissbeckers Markt, und es gelang ihm damit, die 125th Street als Arbeitsmarkt für Schwarze zu öffnen.) Die Stimmung auf den Straßen war angespannt, wie immer in rassistisch gemischten Übergangszonen. Ich weiß noch, dass ich als sehr kleines Mädchen

vor einem bestimmten Klang zurückschreckte, einem heiseren, scharfen, kehligen Räuspern, weil es oft einen Moment später einen hässlichen Flatsch grauen Schleims auf Mantel oder Schuh bedeutete. Meine Mutter wischte ihn mit den kleinen Stücken Zeitungspapier ab, die sie immer in ihrer Handtasche hatte. Manchmal zeterte sie über das niedere Pack, Leute, die ohne Verstand und Benehmen überall in den Wind spuckten, egal wo sie gerade gingen, und vermittelte mir damit den Eindruck, diese Erniedrigung sei vollkommen zufällig. Es kam mir nie in den Sinn, sie anzuzweifeln. Erst Jahre später sagte ich einmal in einer Unterhaltung zu ihr: »Ist dir aufgefallen, wie viel seltener die Leute jetzt in den Wind spucken als früher?« Und der Gesichtsausdruck meiner Mutter sagte mir, dass ich in eines jener geheimen Fettnäpfchen getrampelt war, über die niemals gesprochen werden durfte. Das war für meine Mutter so typisch, als ich klein war; wenn sie Weiße nicht daran hindern konnte, ihre Kinder zu bespucken, weil sie Schwarz waren, bestand sie darauf, dass es sich um etwas anderes handelte. Ihre Art, mit der Welt umzugehen, war oft, die Realität zu verändern. Lässt sich die Realität nicht ändern, verändere deine Wahrnehmung davon.

Meine Eltern ließen uns beide glauben, sie trügen die ganze Welt sicher in ihren Händen, jedenfalls meistens, und wenn wir drei Mädchen uns richtig verhielten – was soviel hieß wie hart arbeiten und gehorchen – könnten auch wir die ganze Welt in unseren Händen halten. Es war eine sehr verwirrende Art aufzuwachsen, zumal unsere Familie ein so insulares Dasein führte. Was in unserem Leben schiefging, ging schief, weil unsere Eltern es so für richtig hielten. Was gut ging, ging gut, weil unsere Eltern es so bestimmt hatten. Jegliche Zweifel daran, dass dies den tatsächlichen Verhältnissen entsprach, wurden schnell und summarisch als unbedeutende, aber nicht zu dulddende Aufstände gegen die göttliche Autorität verurteilt.

Alle unsere Kinderbücher handelten von Leuten, die völlig anders waren als wir. Sie waren blond und weiß und lebten in Häusern mit

Bäumen drumherum und hatten Hunde, die Spot hießen. Ich kannte solche Leute ebenso wenig, wie ich Leute kannte, die wie Aschenputtel waren und in Schlössern wohnten. Niemand schrieb Geschichten über uns, und trotzdem fragten Leute auf der Straße immer ausgerechnet meine Mutter nach dem Weg.

Darum beschloss ich als Kind, wir müssten wohl reich sein, selbst wenn meine Mutter weder genug Geld für einen richtigen Wintermantel noch für Handschuhe für ihre Hände voller Frostbeulen hatte. Gleich wenn sie mit der Wäsche fertig war, zog sie mich eilig für den Winterspaziergang an, auf dem wir meine Schwestern von der Schule zum Mittagessen abholten. Wenn wir an der sieben Straßen entfernten Sankt-Marks-Schule ankamen, waren ihre wunderschönen langen Hände mit hässlichen roten Flecken und Schwellungen übersät. Aus späterer Zeit erinnere ich mich, wie sie ihre schmerzenden Hände vorsichtig unter kaltem Wasser rieb und wrang. Aber wenn ich danach fragte, winkte sie unwirsch ab und sagte, das hätten sie eben »daheim« dagegen gemacht, und ich glaubte ihr auch noch, wenn sie sagte, sie hasse es, Handschuhe zu tragen.

Abends kam mein Vater spät aus dem Büro oder von einer politischen Versammlung nach Hause. Nach dem Essen saßen wir drei Mädchen um den Küchentisch und machten unsere Hausarbeiten. Dann gingen meine beiden Schwestern den Flur hinunter ins Bett. Meine Mutter stellte mein Bett im vorderen Schlafzimmer auf und überwachte meine Vorbereitungen zum Schlafengehen. Sie löschte alles elektrische Licht, und ich konnte sie von meinem Bett aus zwei Zimmer weiter am Küchentisch sitzen sehen, wo sie beim Schein der Petroleumlampe die *Daily News* las und auf meinen Vater wartete. Als Grund gab sie stets an, die Petroleumlampe erinnere sie an »daheim«. Als ich erwachsen war, wurde mir klar, dass sie versucht hatte, für ein paar Cents Strom zu sparen, bevor mein Vater hereinkam und die Lampen mit den Worten andrehte: »Lin, warum sitzt du so im Dunkeln?« Manchmal schlief ich zu einem sanften Tschuck-a-ta-tschink ihrer Singer-

Tretnähmaschine ein, mit der sie Laken und Kissenbezüge aus der ungebleichten, »unter der Brücke« zum Sonderpreis erstandenen Baumwolle nähte.

Ich habe meine Mutter, als ich klein war, nur zweimal weinen gesehen. Einmal, als ich drei war und in der städtischen Zahnklinik auf der 23rd Street auf der Fußstütze ihres Zahnarztstuhls saß, während ein Student der Zahnmedizin ihr alle Zähne auf der einen Seite des Oberkiefers zog. Der riesige Raum war voll von Zahnarztstühlen, in denen andere stöhnende Leute saßen, über deren offene Münder sich junge Männer in weißen Kitteln beugten. Von dem Lärm der vielen Bohrer und Instrumente dröhnte der Saal wie eine Baugrube an der Straßenecke.

Hinterher saß meine Mutter draußen, auf einer langen Holzbank. Ich sah, wie sie ihren Kopf mit geschlossenen Augen an die Rücklehne legte. Sie reagierte nicht auf mein Täscheln und Zupfen an ihrem Mantel. Ich kletterte auf den Sitz, um meiner Mutter ins Gesicht zu sehen, um zu sehen, warum sie mitten am Tag schlief. Unter ihren geschlossenen Augenlidern quetschten sich Tränentropfen hervor und liefen ihr über die Backe hinunter zum Ohr. Voll Schrecken und Erstaunen berührte ich die kleinen Wassertropfen auf ihren hohen Backenknochen. Die Welt stand Kopf. Meine Mutter weinte.

Das zweite Mal sah ich meine Mutter eines Abends einige Jahre später weinen, als ich in ihrem Schlafzimmer eigentlich schon schlafen sollte. Die Tür zum Wohnzimmer war nur angelehnt, und ich konnte durch den Spalt ins nächste Zimmer sehen. Ich wachte auf und hörte die Stimmen meiner Eltern Englisch sprechen. Mein Vater war gerade nach Hause gekommen und roch nach Alkohol.

»Ich hab gehofft, dass ich nie den Tag erleben müsste, an dem du, Bee, in einer Kneipe herumstehst und dich mit irgendeiner Frau betrinkst.«

»Aber Lin, was redest du da? Du weißt doch, so ist es überhaupt nicht. In der Politik musst du einen auf freundlich machen. Das hat

überhaupt nichts zu bedeuten.«

»Auch wenn du vor mir sterben solltest, würde ich niemals einen anderen Mann angucken, und dasselbe erwarte ich auch von dir.«

Die Stimme meiner Mutter klang durch ihre Tränen merkwürdig gedämpft.

Es waren die Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg, als die Wirtschaftskrise so schreckliche Opfer forderte, vor allem unter den Schwarzen.

Es konnte vorkommen, dass wir Kinder Schläge bekamen, wenn wir auf dem Weg vom Einkaufen nur einen Penny verloren, und trotzdem gefiel sich meine Mutter manchmal in der Rolle der mildtätigen Dame, was sie allerdings nicht daran hinderte, mich in späteren Jahren, immer wenn ich einer Freundin etwas schenkte, zu beschuldigen, genau diese Rolle zu spielen. Eine meiner frühesten Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg ist kurz vor seinem Anfang angesiedelt, als meine Mutter ein Pfund Kaffee zwischen zwei alten Freunden der Familie aufteilte, die zu einem ihrer seltenen Besuche vorbeigekommen waren.

Obwohl sie stets darauf bestand, nichts mit Politik oder Regierungsangelegenheiten am Hut zu haben, hatte meine Mutter Wind vom Krieg bekommen und sich trotz unserer Armut daran gemacht, in ihrem Geheimfach unter dem Waschbecken Zucker und Kaffee zu horten. Ich weiß noch, dass wir schon lange vor Pearl Harbor jeden Fünf-Pfund-Sack Zucker, den wir im Markt kauften, aufmachten und ein Drittel davon in eine sauber geschrubbte Dose schütteten, um sie vor Mäusen sicher unter dem Waschbecken zu verstauen. Genauso wurde es mit Kaffee gemacht. Wir kauften Bokar-Kaffee im A&P Supermarkt und ließen ihn mahlen und in Tüten abfüllen, und anschließend verteilten wir die Tüten auf die Kaffeedose hinten auf dem Herd und die unter dem Becken. Wir hatten nie viel Besuch, doch während des Krieges, als Zucker und Kaffee stark rationiert waren, ging niemand ohne mindestens eine Tasse Kaffee oder Zucker wieder fort. Fleisch und Butter konnten